

H. W. Valerian

---

# Affidavit

Bekenntnisse eines österreichischen  
Anglophilen

Band 1

edition inkpen

© 2016 H. W. Valerian  
edition inkpen

Druck und Verlag: epubli GmbH, Berlin, [www.epubli.de](http://www.epubli.de)  
ISBN 978-3-7418-5025-7

Printed in Germany

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Zuerst lernt man das Wörtchen *sure*, dann lernt man *I am busy*  
Will einer von mir Geld retour, dem sag' ich *take it easy*  
*I need a job* heißt ich bin stier, *a carpet* ist ein Teppich  
*A boss*, das ist ein großes Tier und *refugee* heißt Nebbich.  
Bei einem weiß ich mir noch keinen Rat –  
Wie heißt denn dort das Götz-Zitat?  
Ja, da wär's halt gut wenn man Englisch könnt  
A bisserl mehr noch als *how do you do...*

Robert Gilbert / Hermann Leopoldi



# **Inhalt**

Affidavit

*Seite 9*

The House That Jack Built

*Seite 87*

Penguin Books

*Seite 164*

*Geschrieben in den Jahren 2006–2009*

## Affidavit

DAS ERSTE ENGLISCHE VOKABEL, welches ich bewusst aufnahm, war *affidavit*. Ich muss noch ziemlich klein gewesen sein, denn in meiner Erinnerung knie ich auf dem riesigen dunkelroten Teppich im Wohnzimmer meiner Großmutter und spielte mit meinen Autos. Das waren noch nicht die Matchbox-Modelle späterer Jahre, sondern größere, liebevoll aus Blech gefertigt. Ich erinnere mich an einen schwarzen Mercedes und einen dunkelroten Ford Taunus, des Weiteren an einen Reisebus. Viel mehr Spielzeugautos besaß ich damals wohl nicht. Sie waren mein ganzer Stolz.

Von meiner Position aus sah ich zuerst einmal die gedrechselten Beine des behäbigen Wohnzimmertisches, dann Füße und Beine der Erwachsenen, die um diesen Tisch saßen: Mit dem Rücken zu mir meine Mutter, von hinten fiel mein Blick zunächst auf die massive Lehne des Stuhls, ebenso behäbig wie die gesamte Wohnzimmereinrichtung. Rechts von ihr saß mein Vater, links meine Großmutter; und hinter dem Tisch, mit dem Gesicht zu mir, Tante Paula und Onkel Oskar.

Die beiden waren zu Besuch – ein besonderer Besuch, denn sie kamen aus New York, das erste Mal. Vermutlich hatte ich es eben diesem Umstand zu verdanken, dass ich überhaupt noch „auf“ war und dass ich in Gegenwart der Erwachsenen spielen durfte, noch dazu im Wohnzimmer meiner Großmutter, ansonsten ihr eifersüchtig gehüteter Privatbereich. Tante Paula war eine kleine, stämmige, energische Person, mit hoch auffrisierten blonden Haaren. Ob es sich um ihre eigenen handelte, das interessierte mich damals natürlich nicht im Geringsten. Onkel Oskar hingegen sah ein bisschen dem Operettenkomponisten Robert Stolz ähnlich. Nach wie vor verehrte und bewunderte er sein „Pautscherl“ ganz unverhohlen, unablässig um ihr Wohlergehen und ihr Wohlwollen bemüht.

Das Gespräch drehte sich um jenes geheimnisvolle *affidavit*. Die einen hatten es bekommen, so erzählte Tante Paula, die anderen nicht. Was es für Bewandnis damit haben konnte, das war mir nicht ganz klar. Ich begriff bloß, dass es mit den Nazis zu tun hatte. Die Bedrohung, welche von diesem Wort ausging, war mir immerhin vertraut, schon damals. Vom *affidavit* konnte ich mir bloß zusammenreimen, dass es sich um eine höchst wichtige Angelegenheit gehandelt haben musste; sie entschied darüber, ob jemand den Nazis entkommen konnte oder nicht.

„Und dann haben wir unser *affidavit* bekommen.“

Tante Paulas Erzählungen ließen keinen Zweifel daran, dass andere nicht so glücklich gewesen waren. Wenn die Namen solch Unglücklicher fielen, seufzte meine Großmutter tief. Tante Paula und Onkel Oskar hingegen waren dank dieses *affidavits* nach Amerika gelangt. Sie hatten's überstanden, wie sich die Erwachsenen immer wieder gegenseitig versicherten. Deshalb – so viel verstand ich immerhin –, deshalb hatten sie



zurück kommen können, deshalb waren sie jetzt hier zu Besuch und saßen am mächtigen Esstisch im Wohnzimmer meiner Großmutter.

TANTE PAULA WAR EINE SCHWESTER meiner Großmutter. Die beiden stammten aus einer kinderreichen Familie, insgesamt acht Geschwister, sechs Mädchen und zwei Knaben. Die Kinder waren in respektablem Wohlstand aufgewachsen, gut situiertes Wiener Bürgertum. Der Vater war ein höchst erfolgreicher Künstler gewesen, Mode- und Pressezeichner zu einer Zeit, ehe Photographen diesen Platz einnahmen. Und er war jüdisch.

Tante Paula war in seine Fußstapfen getreten. In den Zwanziger Jahren hatte sie mit ihrem Talent den Lebensunterhalt bestritten, eine Zeit lang – vor 1933 – sogar in Berlin. Oskar war Rechtsanwalt, später agierte er als Paulas Manager. Im April 1939 fand er sich unversehens im Konzentrationslager Dachau wieder, glücklicherweise nur vorübergehend. Sofort bemühten sich Paula und er um die Ausreise. Mit dem *affidavit* in der Tasche gelangten die beiden nach Amerika, zunächst jedoch nicht weiter als bis Ellis Island, der Quarantänestation für Einwanderer im Hafen von New York. In der Folge machte sich Onkel Oskar mit Proben von Paulas Talent auf, um in dieser fremden Welt vielleicht Arbeit zu finden. Wie es scheint, verwendeten selbst die Amerikaner damals noch Zeichnungen in ihren Modekatalogen. So gelang es Onkel Oskar tatsächlich, Aufträge an Land zu ziehen. Paula hatte anhaltenden Erfolg, die beiden bauten sich eine solide Existenz auf – bürgerlich, hätte man in Wien gesagt, nun musste es wohl heißen: „comfortable middle class“ –, schließ-

lich erwarben sie sogar eine ansehnliche Wohnung in Manhattan.

Meine Großmutter und ihre Geschwister waren halb jüdisch. Damit befanden sie sich hart an jener willkürlichen Grenze, welche die Rassengesetze der Nazis – die so genannten Nürnberger Gesetze von 1935 – gezogen hatten. Personen mit einem jüdischen Elternteil (oder zwei jüdischen Großeltern) wurden in der Nazi-Sprache als Halbjuden bezeichnet. Es hing von bestimmten Bedingungen ab, ob sie als Juden behandelt wurden oder nicht. Halbjuden, die der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörten oder die mit einem Juden verheiratet waren, galten als Juden – man sprach deshalb von „Geltungsjuden“. Solche, die einer anderen Religionsgemeinschaft angehörten oder mit einem nicht-jüdischen Partner verheiratet waren, wurden demgegenüber als „Mischling ersten Grades“ bezeichnet. Sie unterlagen nicht der vollen Härte der rassistischen Gesetzgebung – vorläufig.

Auf diese Weise überlebte meine Großmutter in Innsbruck und ihre Schwester Ella in Wien. Gewisse Benachteiligungen gab es natürlich schon. Meiner Mutter, der nationalsozialistischen Rassenlehre zufolge „Mischling zweiten Grades“, war zum Beispiel die Ableistung des Arbeitsdienstes verwehrt. Stattdessen musste sie ein Jahr als Haushaltshilfe ableisten – das so genannte Pflichtjahr –, und zwar bei einem kleinen Nazi-Bonzen. An sich wäre das kein Unglück gewesen, doch in weiterer Folge stellte der Arbeitsdienst eine Voraussetzung dar, um an der Universität inskribieren zu können. Meine Mutter war de facto somit vom Studium ausgeschlossen – ein schwerer Schlag, hatte sie doch mit Vorzug maturiert.

Abgesehen davon, gab es genügend freundliche Mitbürger, welche die „Mischlinge“ nur zu deutlich fühlen ließen, wie prekär ihre Lage war. Meine Mutter wusste davon jede Menge

Geschichten zu erzählen. Damit nicht genug, erinnerte sie sich voll Bitterkeit eines riesigen Transparents, das am Eisenbahnviadukt hing, dort wo die Amraserstraße durch zwei Bögen in die Museumstraße einmündete: „Räder müssen rollen für den Sieg, Köpfe werden rollen nach dem Sieg!“ Sie machte sich nicht die geringste Illusion darüber, wessen Köpfe da gemeint sein konnten, und dass es auch um ihren ging – und um den ihrer Mutter.

Man kann sich vorstellen, unter welchem Blickwinkel sie das Kriegsgeschehen verfolgte, häufig mittels Schwarzhörens. Eines Morgens verplapperte sie sich bei einem Gespräch an der Straßenbahnhaltestelle: Ihre Gesprächspartnerin glaubte noch an einen Sieg in Afrika, während meine Mutter bereits wusste, dass es dort zu Ende ging. Sie bangte um ihren Bruder, der womöglich gerade hinter einem armseligen Grasbüschel Deckung suchte vor den allgegenwärtigen Jagdbombern der Alliierten.

„Der Rommel wird wieder siegen“, sagte die Frau.

„Aber der ist doch schon weg!“

Das stimmte – bloß hatte es der Reichsfunk noch nicht berichtet. Meine Mutter machte ein paar qualvolle Tage und Nächte durch, voller Angst. (Der Bruder war indessen bereits in Sicherheit – in amerikanischer Gefangenschaft.)

Zwei weitere Schwestern meiner Großmutter, Grete und Lizzi, fielen hingegen in die Kategorie der „Geltungsjuden“. Das bedeutete, dass sie den Judenstern tragen mussten, obwohl sie offenbar nicht der vollen Härte der nationalsozialistischen Verfolgung ausgesetzt waren, vorerst zumindest. Jedenfalls konnten sie beide den Krieg in Wien überleben. Dabei könnte der Umstand eine Rolle gespielt haben, dass sie ihre nicht-jüdische Mutter erhalten mussten. Auch der jüdische Vater – der Modezeichner – überlebte, allerdings eher

schlecht als recht. Er und seine Frau verkrochen sich in jenem Winkel, welcher ihnen von ihrer Wohnung geblieben war, und versuchten, sich möglichst unsichtbar zu machen. Als Jude verfügte der Vater über keine Lebensmittelkarten, so mussten die ohnehin spärlichen Rationen seiner Frau sowie seiner Töchter eben für alle reichen. Immerhin – Tante Lizzi hat einmal erzählt, sie habe immer wieder unverhofft etwas in ihrem Einkaufskorb vorgefunden, das sie gar nicht hätte einkaufen können; da war ihr also etwas zugesteckt worden. Trotz allem starb der alte Mann im ersten Nachkriegswinter an Unterernährung.

Tante Lizzi war von Beruf Modeschneiderin – „Couturière“, wie sich meine Mutter und meine Großmutter auszudrücken pflegten. Ich erinnere mich selbst noch, wie sie lange nach dem Krieg Modelle ihrer Kollektionen in unserem Wohnzimmer ausbreitete, sodass sich meine Mutter Passendes aussuchen konnte. Dank ihrer Begabung brachte sie sich selbst sowie ihre Eltern durch den Krieg. Lizzi war übrigens nicht mosaischen Glaubens. Als es nach dem Anschluss um Arier-Nachweis und Konfession ging, hatte sie „gottgläubig“ angegeben, doch wie es das Unglück wollte, bezeichnete sich der Führer selbst so. Ein Nazi-Beamter nahm daran Anstoß, und so kam Lizzi nicht in den Genuss der mildereren Bestimmungen für Halbjuden. In ihrem Pass wurde als zweiter Vorname Sara eingetragen und sie musste den Judenstern tragen. Von Deportationen blieben „Geltungsjuden“ anscheinend aber doch ausgenommen. Einmal geriet Lizzi in eine Judenhatz der Nazis und fand sich bereits am Nordbahnhof wieder, fertig zum Abtransport nach Theresienstadt. Mit Mühe und Not konnte ihre Mutter jemand aufreiben, der sie im letzten Moment loseiste.

Von Tante Grete ist mir folgende Geschichte berichtet worden: Beim Einmarsch der Russen in Wien gelangte ein Trupp der Roten Armee in den Bunker, in den sie sich zusammen mit anderen Hausbewohnern geflüchtet hatte. Ein Offizier erkannte den Judenstern an ihrer Jacke. Er forderte sie auf, jene Leute zu nennen, welche sie die ganze Zeit über gequält hatten – doch obwohl es genug davon gab, und obwohl sich etliche davon im Bunker befanden, brachte sie es nicht über sich, auch nur einen einzigen Namen preiszugeben.

Die anderen Geschwister meiner Großmutter kamen ebenso wenig in den Genuss mildernder Bestimmungen (sofern man hier von „Genuss“ zu sprechen wagt). Die beiden Brüder, Hans und Kurt, landeten 1939 ebenfalls im Konzentrationslager Dachau. Hans war gelernter Photograph und hatte zusammen mit seiner Frau Edith ein erfolgreiches Studio betrieben. Sie zählte zu einer Gruppe innovativer Photographinnen in Wien; davon erfuhr ich allerdings erst später, anlässlich einer Ausstellung im Jüdischen Museum. Kurt hatte als Buchhalter bei einer großen Firma gearbeitet, ehe ihn die Weltwirtschaftskrise um seine Stelle brachte. Daraufhin besorgte er die Buchhaltung im Modesalon seiner Schwester Lotte.

Unter den Nazis mussten sich beide Brüder auf andere Art durchs Leben geschlagen, etwa indem sie in Wien einen Bridge-Salon betrieben. Dort wurden sie auch verhaftet (zumindest hat mir das meine Mutter so erzählt). Allerdings zielte die nationalsozialistische Politik damals noch nicht auf die systematische Vernichtung der Juden ab; vielmehr sollten sie vertrieben werden, am besten indem sie freiwillig weggingen. Dieser Freiwilligkeit gedachten die Nazis freilich mittels vielfältiger Schikanen nachzuhelfen, was in Anbetracht ihrer sattsam bekannten Gehässigkeit und Brutalität gewiss nicht

schwer fiel (und was in Wien wahrscheinlich zur niederträchtigen Kunstform entwickelt wurde, wie man sich leicht vorstellen kann).

Deshalb machten die neuen Herren auch gar kein Hehl aus der Verfolgung der Juden, ebenso wenig verheimlichten sie die Existenz von KZs. Ganz im Gegenteil – im August 1938 wurde die Ausstellung *Der Ewige Jude* in der Nordwestbahnhalle in Wien eröffnet. Sie diente unter anderem als Leistungsbeweis für das, was die Nazis in Österreich geschafft hatten. Der Besuch war für Schüler obligatorisch, man trieb sie klassen- und schulweise an den Exponaten vorbei. Ähnlich verfahren die Nazis mit der Belegschaft von Betrieben. Bis Ende September hatten mehr als 350.000 Menschen die Ausstellung gesehen; ob alle nur aus Zwang gekommen waren, mag dahingestellt bleiben. Auf jeden Fall wurde die Ausstellung dann wegen des großen Andranges noch verlängert. So viel zur leidigen Frage, wer damals was gewusst hat oder hätte wissen können.

Im Rahmen einer Ausstellung zum Gedenken an den Kabarettisten Fritz Grünbaum bin ich auf Photos gestoßen, die seinerzeit in der Nordwestbahnhalle gezeigt worden waren. Grünbaum war nach dem Anschluss ja nach Dachau verbracht worden, wo er 1941 starb. Die Nazis hatten eigens einen Photographen ins Lager entsandt, um die Behandlung zu dokumentieren, welche den prominenten österreichischen Häftlingen dort widerfuhr. Man sah sie abgebildet mit kahl geschorenen Köpfen und in gestreifter Häftlingsmontur, das notorische Dreieck an der Bluse. Genau so habe ich Onkel Hans und Onkel Kurt vor Augen, wenn ich an ihre Inhaftierung denke.

Doch gelang es ihnen, frei zu kommen. Wie schon gesagt, lag den Nazis damals in erster Linie daran, möglichst viele

Juden loszuwerden, allerdings unter einer Bedingung: Sie mussten sich loskaufen. Das bedeutete zunächst, dass in erster Linie die wohlhabenderen davorkamen. Selbst die mussten aber noch ein Land finden, das bereit war, sie aufzunehmen, anders wären sie niemals in der Lage gewesen, in den Besitz vollständiger und gültiger Reisedokumente zu gelangen. Das war der Punkt, an dem das *affidavit* seine furchteinflößende Bedeutung gewann. Dabei handelte es sich nämlich um so etwas wie eine eidesstattliche Erklärung. Wollte ein Jude in die Vereinigten Staaten auswandern, dann musste er das *affidavit* eines amerikanischen Staatsbürgers vorweisen, in welchem sich dieser unter Angabe seiner Vermögensverhältnisse verpflichtete, gegebenenfalls für den Einwanderer gerade zu stehen. Der amerikanischen Gesellschaft, dem Staat durften auf keinen Fall irgendwelche Kosten erwachsen.

(Dieser Sachverhalt war, nebenbei bemerkt, der Grund, warum ich lange Zeit glaubte, bei einem *affidavit* handle es sich um eine Bürgschaft. Wenn ich mich recht entsinne, hat's mir meine Mutter in diesem Sinn erklärt. Inzwischen weiß ich natürlich ein bisschen besser Bescheid. Nicht, dass der Unterschied weltbewegend wäre – es handelt sich bloß um die pedantische Anmerkung eines professionellen Anglisten.)

Onkel Hans musste jedenfalls sowohl die nötigen Mittel aufgetrieben haben als auch ein *affidavit*. Er schaffte nämlich zusammen mit Tante Edith die Flucht nach Amerika. Die beiden ließen sich in Washington, D.C. nieder. Auch ihnen gelang es von Neuem, sich in ihrem Metier zu etablieren und ein gut gehendes Geschäft aufzubauen. Einer Familienlegende zufolge sollen sich in ihrem Photostudio ein gewisser John Fitzgerald und ein hübsches Mädchen namens Jacqueline Bouvier kennen gelernt haben.

Leider kamen Onkel Hans und Tante Edith später nicht so oft nach Europa wie Paula und Oskar. Ich kann mich an die beiden zwar erinnern, aber nur vage. Woran ich mich sehr wohl erinnere, das ist der Umstand, dass ich beide gern mochte. Das war keineswegs selbstverständlich, unsicher und schüchtern wie ich war. Häufig fühlte ich mich von Erwachsenen überwältigt: große massige Wesen, deren laute Stimmen auf mich herunterdröhnten, allzu oft weder rücksichtsvoll noch feinfühlig – gleichzeitig hatte ich ein schlechtes Gewissen, weil ich ihnen gegenüber nicht so empfand, wie ich glaubte empfinden zu sollen. Unglücklicherweise litt ich schon damals unter einem Defizit, das mir Zeit meines Lebens zu schaffen machen sollte: nämlich der Unfähigkeit, passende Gefühle gleichsam auf Kommando zu erzeugen oder doch wenigstens vorzutäuschen. Letzteres gelang schon deshalb nie, weil ich mir bis heute selbst am allerwenigsten glaube. Als Kind galt meine Zuneigung daher unweigerlich jenen Erwachsenen, die eben nichts von mir erwarteten. Das ist eine große Gabe, und sie tritt selten genug auf. Onkel Hans und Edith müssen darüber verfügt haben. Sie waren übrigens kinderlos – ob das eine Rolle spielte?

Der andere Bruder meiner Großmutter, Onkel Kurt, entkam nach England. Tatsächlich scheinen die Briten damals eine rühmliche Rolle gespielt zu haben, in jener unsicheren, verworrenen Zeit vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Offiziell verfolgte die britische Regierung bekanntlich die Politik des *appeasement*, der Beschwichtigung Nazi-Deutschlands, nicht zuletzt aus zutiefst empfundener Angst vor einem neuerlichen Krieg. Immerhin ließen die Briten jüdische Emigranten ins Land, damals keine Selbstverständlichkeit, wie wir wissen; Hand in Hand damit regte sich landauf, landab private Hilfsbereitschaft, von einzelnen Personen ebenso wie von



spontan gebildeten Komitees und natürlich von etablierten Hilfsorganisationen. Das alles diente dazu, die Flüchtlinge zu empfangen, sie vorerst einmal notdürftig zu versorgen, und ihnen schließlich den Lebensunterhalt zu sichern.

Onkel Kurts Frau hieß Jenny. Ich weiß nicht, ob das ihr ursprünglicher Name war, oder ob sie ihn in England angenommen hat. Sie war insofern bemerkenswert, als sie die Gabe echten Humors besaß, das heißt, sie konnte offen und ehrlich über sich selbst lachen. An dieser Gabe herrscht ja ganz allgemein beträchtlicher Mangel, und in unserer Familie ganz besonders, beziehungsweise – um genau zu sein – in jenem Teil, der sich Strenitz nannte, und das sind eben jene Personen, von denen hier die Rede ist. Strenitz war der Mädchenname meiner Großmutter. In dieser Familie bestand die Standardreaktion darin, sofort beleidigt zu sein, „ang’rührt“ – und im Zweifelsfalle eher *noch* schneller. („Aber beleidigt hab ich mich doch“, vermeldet eine jüdische Mutter in Friedrich Torbergs *Tante Jolesch* voll Stolz nach einem Besuch bei ihrem verheirateten Sohn.) „Don’t be Strenitz“, erinnert mich im Anlassfall denn auch meine englische Cousine mittels eines familieninternen Kürzels.

Tante Jenny also war mit ihrem Sohn Richard in Wien zurückgeblieben. Klarerweise bemühte sie sich nach Kräften, ihrem Mann folgen zu können. Das bedingte jedoch einen mühsamen Weg durchs bürokratische Labyrinth samt allen seinen Schikanen. Richard gelangte schließlich mittels eines von England aus organisierten Kindertransportes über den Kanal, allerdings nicht zu seinem Vater, sondern nach Nordirland, nach Londonderry.

Die folgende Geschichte hat er mir später selbst erzählt. Er fand Aufnahme bei einer katholischen Familie, während die Schule, an welche der Flüchtlingsbub aus Wien geschickt

wurde, im protestantischen Teil der Stadt lag. So sah er sich genötigt, jeden Nachmittag möglichst unbeachtet nach Hause zu kommen – an seiner Schuluniform und besonders am Abzeichen auf dem Jackett war ja leicht zu erkennen, dass er die konfessionelle Demarkationslinie überschritten hatte. Er bemühte sich nach Kräften, besagtes Abzeichen irgendwie zu verdecken, sei es, indem er das Jackett über dem Arm trug, sei es, indem er die Schultasche an die Brust drückte. Das ging einige Zeit gut, aber eines Nachmittags hielten ihn doch zwei ziemlich rau wirkende Knaben auf. Misstrauisch beäugten sie ihn von oben bis unten.

„And what would you be?“, fragte schließlich der eine.

Richard befürchtete das Schlimmste. Trotzdem nahm er all seinen Mut zusammen und antwortete: „A Jew.“

Die Antwort befriedigte die beiden Iren nicht im Geringsten.

„What do you mean, *a Jew* – are you a Catholic Jew, or are you a Protestant Jew?“

Es war, wie Richard seiner Erzählung ausdrücklich hinzufügte, das erste Mal seit langer, langer Zeit, dass seine jüdische Herkunft nicht die geringste Rolle spielte!

Leider hat sich mein Verdacht bestätigt, wonach die Pointe ein bisschen zu gut sei, um wahr zu sein. Die Anekdote wird nämlich in allen möglichen Varianten erzählt, zum Beispiel von einem nordirischen Homosexuellen. Wahr ist hingegen, dass Richard mir die Geschichte allen Ernstes aufgetischt hat. Nach dem Krieg hatte er in Oxford studiert und war dann in die Vereinigten Staaten gegangen, wo er als erfolgreicher Wissenschaftler auf dem Gebiet der Elektronik zu beträchtlichem Wohlstand gelangte.

Tante Jenny hatte inzwischen den größten Teil ihres bürokratischen Leidenswegs in Wien hinter sich gebracht, sie besaß